

(Nachdruck verboten.)

## 51 Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knödel.

Vertweifen Marie so sprach, flog es wie ein leichter Gedanke über ihr Gesicht. Sie trat näher auf den Mann zu: „Chrischan,“ sagte sie, „weißt was? Ich besorg Der en Mädche, dem de nit viel zu gebe brauchst! Es ist en flink Ding und sauber is se. Noch e bißche jung! Siebzehn Jahr erst, aber ganz verständig! Und schlase kann die derheim.“

„Wird se auch gleich komme könne?“ fragte der Mann. „Ich glaub wohl! Heut mittag geh ich mal zu seiner Mutter. Der wird's schon recht sein! Mer weiß ja, daß Du en ordentlicher Mann bist, da fallt's nit schwer. Du kriegst eher en brav Mädche wie der Edel, das Luder! Der hat mich auch schon gefragt! Er tät mich auch heirate, wenn er ericht geschiede wär von seiner Ausreißern, hat er mir gesagt! Heirate! Ziel mir ein, so einen zu heirate! Nit für tausend Mark! Und dem den Haushalt führe! Nee! Da ging ich doch lieber zu Dir, trotzdem...“ Sie schwieg, wurde rot und fuhr sich mit der Hand durchs Haar.

Der Mann drehte seinen Gut rascher zwischen den Fingern. Auch er schwieg. Und dann stand er auf.

„Also Du siehst emal nach dem Mädche,“ bat er. „Heut abend komm ich zu Der mit ihm, kannst Dich drauf verlasse!“

Sie gab dem Mann die Hand und er ging.

### 3.

„Herrgott Himmel Sakralust!“ fluchte Mütting und schob den Hebel zurück, damit der Webstuhl still stände. „Das miserable Garn reißt ja beständig!“ Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, und das Blut schoß ihm in die Stirn, während er um die Maschine herumging, um die Fäden, die er anknüpfen mußte, durch die Dehrchen zu ziehen.

Er rechnete, wie viel Schaden ihm dies beständige Reißen der Fäden bringe. „Ich mach' ja kaum zehn Meter,“ brummte er und sah nach den beiden anderen Webstühlen hinüber, mit einem Blick, der eine Bitte war: Seid ihr wenigstens brav, ihr beiden, damit ich doch auf 3,50 komm heut!

Mit den groben, großen Fingern zog er die dünnen Fäden durch die Dehren, bald oben, bald unten vier, fünf... Er sah nach dem Stuhl drüben, auf den der grüne Stoff gespannt war, und flink zog er den letzten Faden ein.

Nur keinen Aufenthalt mit den Stühlen da drüben! Jetzt, wo der Haushalt so viel kostet! Er griff nach einer grünen Spule, preßte sie ins Schiff; und, die eine Hand auf den Hebel legend, fing er das ausgelaufene Schiff noch im Laufe auf. Das Ende des abgespulten Fadens hing lose zwischen dem gespannten Garn, einen Augenblick lang, dann war die Spule eingeschaltet. Ein Druck auf den Hebel, und sofort setzten die Holzschläger ein, die mit ihren lauten, regelmäßigen Schlägen das neue Schiff hin und her heßten, durch das Gespann der losen Fäden hin und her.

Atemlos raste die Spule durch das Netz. Rechts ein Peitschenhieb, links ein Peitschenhieb. Und unter ihrem rasenden Hin und Her bewegten sich die gespannten Fäden langsam über die Walze. Das ausgeschossene Garn verkettete sich mit ihnen, lose zuerst, vom nächsten Faden ab fest gegen den vorhergehenden gepreßt, und dann rollte der Stoff weiter, langsam, langsam, fast unmerklich und ganz geräuschlos unter dem betäubenden Lärm der Schläger.

Dies Klopfen in seiner unbarmherzigen Härte und Beständigkeit erfüllte den weiten Saal mit den paar hundert Webstühlen von einem Ende bis zum anderen.

Der Lärm tötete das matte Geräusch, das die hantierenden Menschen machten. Sie schienen stumme, gleitende Geister, die sich auf und ab haßten zwischen ihren Stühlen, Spulen einsetzten, Fäden anknüpften mit ernstern, achtsamen Gesichtern.

Mütting wie alle anderen empfanden den Lärm ringsum nicht mehr, er achtete nur darauf, daß seine sechs Holzschläger klopfen, immerzu, immerzu. Je unausgesetzter sie hämmerten, je mehr brachte es ihm ein. 3,50, 3,60, 3,70, 80 bis zu

4 Mark und 4,20. Ein schöner Verdienst dann und wann, wenn er das Glück hatte mit den Walzen.

Ja, wenn er das Glück hatte! Aber da riß schon wieder ein Faden! Die Maschine mußte ausgeschaltet, das Garn angeknüpft werden. Immer wieder ein Aufenthalt, immer wieder ein Abbruch am Verdienst!

Mütting stand mit dunklen Augen, nachdem er den Stuhl in Bewegung gesetzt hatte. Diese miserable Walze! Ja, wenn man das Glück mit den Walzen hat... aber das Glück —! Er machte eine matte Armbewegung. Er dachte an seine Tote und an die Wirtschaft daheim. An das Mädchen, das er rausgeschmissen hatte am Mittag. Es war die dritte schon, die ihm die Marie verschafft hatte in dem einen Jahr. Er seufzte und schoß eine neue Spule ein, eine grüne, gleich darauf eine schwarze am zweiten Stuhl, und dann griff er nach der roten.

All das viele sauer verdiente Geld muß man den Weibern geben, dachte er; und dann hat man doch nit sein Ordnung! Wieder seufzte er. Er mußte an den Mittag denken! Und jetzt? Und jetzt? fragte er sich. Die Großmutter? — Er wies den Gedanken von sich. Aber sonst — —? Er schob eine neue grüne Spule ein.

Und heiraten — —? Da riß wieder ein Faden; dies rote war ein miserables Garn!

Heirate? dachte Mütting. Die Marie! — Ach Gott — und mein Luis?

Aber wenn die mein Wirtschaft sehn würd — —! Er ward unerschlüssig. Und dann kam ihm ein Gedanke: es Kampe — — die könnte mer rate!

Und während er eine schwarze Spule einschob, entschloß er sich, von der Fabrik aus zu denen zu gehen.

Was die mer rate, tu ich, sagte er sich. Und weiter schaltete er Spulen ein, knüpfte die Fäden an und achtete auf den Stoff, der sich langsam, langsam aufrollte. Saubere Ware, fehlerlose Arbeit lieferte er immer ab! Keine Streifen durften im Stoff sein und keine schlecht geknoteten Fäden!

Nahtlos arbeitete Mütting, wie alle rings um ihn her, bis die Spulerinnen lachend und singend durch den Saal kamen, und der Dampf, der die Transmissionen trieb, abgelenkt ward. Da zog er sich an und ging mit gekrümmtem Rücken in die Hintergasse.

Vor dem alten Haus, dessen Anbau im Hof er bewohnte, blieb er stehen.

Ob ich gleich enauf geh zu 's Kampe? Er schaute nach den Fenstern im zweiten Stock, daran die Fuchsen und Geranien üppiger blühten wie irgendwo ringsum.

Aus der Werkstatt zu ebener Erde drang das Rattern der Sägen und das Knirschen der Hobel zu ihm herüber.

Ob ich nauf geh? Und er entschloß sich jäh und stieg im Vorderhaus die schmale, knirschende Holzstreppe hinauf.

Im ersten Stock kam ihm Frau Hampel, die Hauswirtin, entgegen. Sie hatte bis zu dieser späten Stunde ihre vorderen Zimmer gepußt. Ihr Schlafzimmer und den Salon, auf den sie so stolz war, und in dem sie nur Sonntags mal eine Stunde saß und bei ganz feierlichen Gelegenheiten.

„Na, gehn er zu 's Kampe?“ fragte sie Mütting. Der nickte und stieg die zweite Treppe hinauf.

Frau Kampe schälte Kartoffeln, als er in die Stube trat. „Mer sind spät heut,“ sagte sie, „ich hab bis vorhin auf em Feld geschafft! So e Stück Land, mer hat sein lieb Not dermit, und wenn mer die Arbeit nit allein schafft, dann verdient mer nit!“

Sie schälte eifrig. Flink löste ihr Messer die Schalen, die ringelten sich wie braune Schlangen in ihren Korb. Und eine weiße Kartoffel nach der anderen plumpste in die wassergefüllte Schüssel, die neben ihr auf der Erde stand.

Mütting setzte sich auf einen Stuhl dicht bei der Tür, den Hut legte er neben sich auf den weißgeschuerten Fußboden.

Und er vergrub den Kopf in den Händen, dieteil er gebückt saß und tief atmete.

Durch das Fenster kam die Dämmerung, sie schlich über den hellen Fußboden und verkroch sich vorläufig in den Stubenwinkeln.

Stille war, denn lautlos wie die Dämmerung zogen die dunklen Gedanken durch die Köpfe der beiden.

Plötzlich ließ Mütting die Hände auf die Knie fallen und hob die Augen.

„Ja,“ sagte er, „was soll ich jetzt machen, hä? — Was soll ich machen?“

„Ja, ja, Mütting —!“ Ein paar Tränen rollten an Frau Kamp's braunen Wangen herunter, und eine lange Kartoffelschalenschlange fiel in den Korb. Eine Kartoffel plumpste ins Wasser.

Dann legte die Frau das Messer weg, kratzte sich hinter den Ohren, wie ihr Mann tat, wenn er sich etwas reiflich überlegte, schwieg ein Weilchen und hob dann an:

„Es is halt schließlich doch am besten, Ihr heiraten, Mütting!“

„Ja,“ sagte der Mann und stemmte den Kopf wieder in die Hände. „Es ist wohl das Beste, denn eso — —“ Er schüttelte den Kopf, „eso — — nee! Das kann ja einfach nit mehr eso weiter gehn! Oder soll ich's noch mit ener vierte verjuche?“

„Nee, nee, Mütting,“ wehrte eifrig die Frau ab. „Nee! nee!“

„Ich hab auch wahrhaftig mit dene drei genug,“ sagte der Mann. „Und wenn ich vor anderthalb Jahr gewußt hätt, was ich heut weiß, dann hätt ich das Marta noch, das Mädchen, was mer die Marie zuerst verschafft hat! Das war doch noch die ordentlichst. Sie war ja noch arg jung, aber se hat doch de gute Wille gehabt und war nit eso verdorbe wie das Berta und das Gretche! Das Gretche!“ Der Mann schluchzte plötzlich auf, „das hätt mer den kleine Bub, den Christian, schon verdorbe —! Na, und dann heut mittag das!“

„Es ist nure gut, daß Er se gleich rauschmisse habt,“ sagte die Frau.

Da ward die Tür aufgemacht. Schlürfenden Schrittes kam Kamp herein.

„Na, Mütting, was hast denn Du?“ Er schlug dem Mann auf die Schulter.

„Ach Gott!“ seufzte der.

„Nichts wege de Mädchen?“ fragte Kamp.

„Natürlich!“

„Du mußt heirate!“

„Ja!“ Mütting rieb mit der Hand am Knie herum.

„Aber was — was war denn wieder?“ Kamp stellte sich vor den Freund hin, die Hände in den Hosentaschen.

„Ich hab se fortgejagt, heut mittag!“

„Das Gretche?“

„Ja, das liederliche Weibsbild!“ fiel die Frau ein. „Heut mittag, wie er heimkommt, liegt se ausgezoge bis aufs Hemd in sein Bett und — — —“ Frau Kamp kriegte einen ganz roten Kopf.

„Na, still, still, ich kann mer's schon denke!“ Der Mann zog die Hand aus der Hosentasche und kratzte sich hinterm Ohr.

„Ja, ja, es is halt eso!“ sagte er. „Du mußt heirate, Mütting, das is es einfachste! Dann haste die Schererei nit mehr mit dene Weiber!“

Mütting ballte die Fäuste. „Ach, wenn ich doch noch mein Luis hätt, mein Luis!“ Er schluchzte plötzlich laut auf.

Frau Kamp zog ein Tuch aus der Tasche, fuhr sich damit über die Augen und schneuzte sich. Ihr Mann stellte sich vors Fenster.

„Ja, ja, so is es,“ sagte die Frau, „die Ordentlichste, die müsse fort!“ Sie putzte sich noch einmal die Nase und wischte sich bei der Gelegenheit schnell über die Augen.

Des Winters Blick wurde düster. „Warum hat mer unser Herrgott das angetan —? Womit hab ich das verdient?“ fragte er.

„Ja, 's is wahr!“ fiel die Frau ein, „wenn Ihr einer wärt, wie der Edel da drobe!“

„Herrgott!“ Der Kopf des Mannes sank schwer in seine Hände. Wie er vorhin die Treppe hinaufgestiegen war, waren ihm dem Edel seine Kinder begegnet. Es war ein Geruch von Schmutz und Elend um die Kinder gewesen.

Und wie sie leise an ihm vorbeihüchelten, hatte der Knabe einen kurzen, festen Blick zu ihm heraufgeworfen, ihm war's dabei kalt über den Rücken gefrohen. Wohin waren die beiden gegangen? fragte sich der Mann. Und: die armen Kinder! dachte er und wieder froh es ihm kalt und glatt den Rücken hinauf.

Wilder ward das Schluchzen, das aus seiner Brust aufstieg.

„Mein Kinner, ach Gott, mein Kinner!“ stöhnte er.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Leben und der Tod.

Von Kurt Grotte witz.

Die Fragen, die wir heute in erster Linie an das Leben und an den Tod stellen, sind ganz andere als die, welche frühere Generationen stellten. Man war geneigt, das Leben eher als eine gegebene Größe hinzunehmen, doch der Tod, das war der Rätsel-aufgeber. Was er war, was er brachte, darüber haben sich alle Philosophen früher den Kopf zerbrochen, alle Religionen haben sich mit ihm eingehend beschäftigt. Uns ist eigentlich die Frage des Todes gleichgültiger geworden. Nicht als ob der Tod für uns seine Schreden verloren hätte, aber die Frage ist für uns nicht mehr brennend, was der Tod sei. Wir betrachten ihn als ein Aufhören des Lebens, und das Leben in seinem innersten Wesen, in seinem ganzen Mechanismus zu ergründen, darin erblickt die Wissenschaft eine Hauptaufgabe, ganze Wissenszweige, wie Physiologie und Biologie, beschäftigen sich vorwiegend mit dieser Frage.

Aber die Frage des Todes hat dennoch, wie neuere Forschungen zeigen, viel Interessantes. Und das um so mehr, als auch ihre Lösung uns einen Schritt weiter führen würde auf dem Wege zur Erkenntnis des Lebensproblems. Wie der Tod zunächst in die Welt gekommen ist, darüber hat der bekannte Biologe Weismann eine plausible Meinung aufgestellt. Auf den untersten Stufen des Lebendigen, bei vielen einzelligen Tieren und Pflanzen besteht die Vermehrung darin, daß ein Wesen sich in zwei Hälften teilt und jede Hälfte sich zu einem ganzen Individuum durch Wachstum ergängt. Die Tochterwesen sind hier nichts anderes als das Mutterwesen, das weiterlebt und ununterbrochen fortlebt, ohne zu sterben. Bei dieser Vermehrung, die sich in beliebig viele Generationen fortsetzen kann, stirbt nie etwas. Alles lebt weiter, und vermutlich haben so viele Einzelligen seit vielen Millionen Jahren, seitdem es Leben auf der Erde gibt, ununterbrochen fortgelebt bis auf den heutigen Tag. Gewiß kann es vorkommen, daß solche durch Teilung entstandene Wesen durch besondere Katastrophen zugrunde gehen, sie können die Beute irgend eines Tieres werden, können durch Gifte, Feuer, Zerquetschen getötet werden. Aber jedenfalls scheint es bei diesen Einzelligen nicht vorzukommen, daß sie eines natürlichen Todes aus Erschöpfung der Kräfte sterben. Der eigentliche Tod, wie er bei allen anderen Wesen unausbleiblich ist, rasst diese durch Teilung entstandenen Mikroorganismen nicht hinweg. Neuere Versuche sind dieser Ansicht Weismanns günstig. So beobachtete G. R. Calkins die Vermehrung einiger Individuen eines Urtierchens (Paramaecium caudatum) fünfzehn Monate lang. Während dieser Zeit brachten es die Tiere zum Teil bis zur 553. Generation. Es trat also bei ihnen während dieser Zeit keine Erschöpfung ein. Sind aber über fünfhundert Generationen lebensfähig, so sind es wahrscheinlich unbegrenzt viele.

Nach Weismann kam der Tod erst zu der Zeit in die Welt, als die Geschlechtsdifferenzierung eintrat. Von nun an sonderten die Wesen Keimzellen ab, sie zerteilten sich gewissermaßen in Körper und Keimzellen, und während diese, die den Keimstoff von Generation zu Generation weiter vererben, nie wirklich zugrunde gingen, stiehe der Körper, nachdem er seine Arbeit verrichtet, allmählich dahin. Er war überflüssig geworden, nachdem er die Keimzellen gebildet hatte, und alles Ueberflüssige schwindet. Es wird durch Naturauslese, wie Weismann meint, ausgemerzt. Je höher ein Wesen organisiert ist, um so kleiner sind im Verhältnis zum Soma (Körper) die Keimzellen. Diese retten also nur einen sehr kleinen Teil des ursprünglichen Individuums der Unsterblichkeit. Und dabei sind sie selbst nicht einmal mehr in der Weise unsterblich wie die Einzelligen, die sich durch Teilung vermehren. Denn sie verbinden sich mit anderen Keimzellen und mischen sich in dem Individuum, das aus dieser Verbindung heranwächst, so innig, daß der ursprüngliche Keimstoff in seiner besonderen individuellen Veranlagung nicht mehr zum Vorschein kommt. Die Kinder sind nie dieselben Individuen wie die Eltern.

Weismann erklärt so zwar, wie der Tod in die Welt gekommen ist, aber die eigentliche Ursache des Todes gibt er doch nicht an. Warum sollte nicht auch ein Individuum weiter leben, nachdem es Keimzellen entwandt hat? Es könnte ja fortfahren, auch weiterhin Keimzellen von Zeit zu Zeit abzusondern. Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so brauchte es doch nicht zu sterben. Warum erschöpft sich das Leben aber doch einmal, warum kommt der Tod? Auf diese Frage gibt Weismanns Meinung keine genügende Antwort. Wenn man den Organismus als eine Art

\*) Gestern jährte sich der Tag, an dem Kurt Grotte witz beim Baden in der „großen Krampe“ auf eine so tragische Weise ums Leben kam. Zu Ehren unseres toten Mitarbeiters bringen wir die vorliegende Arbeit, die ein Beweis ist dafür, daß sein forschender Geist sich auch mit den schwierigsten Problemen der Naturwissenschaft beschäftigte. — Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an das vor kurzem in der Buchhandlung Vorwärts erschienene Werkchen von Grotte witz: „Sonntage eines großstädtischen Arbeiters in der Natur“. Das Büchlein enthält ein treffliches Porträt des Verstorbenen und eine Vorrede von Wilhelm Bölsche, die Leben, Art und Wirken des geistvollen Einfiedlers von Müggelheim in poetischer und charakteristischer Weise zeichnet. —

Maschine betrachtet, so könnte man sich ja den Tod als eine Abnutzung des vorhandenen Materials vorstellen. Allein das Gleiche müßte man dann ja auch bei den Einzelligen, die keinen natürlichen Tod kennen, annehmen. Und außerdem gehen doch hier immerzu chemische Prozesse vor sich, die durch die Nahrungszufuhr immer neues Material erhalten. Ein Tod infolge von Abnutzung brauchte daher nicht gerade einzutreten. Nach Max Perworn (Allgemeine Physiologie) ist das Leben im letzten Grunde ein Stoffwechselprozeß. Das Leben hängt am Eiweiß, und dieses ist eine Substanz, die dauernd Verbindungen mit herangeführten Nahrungstoffen eingeht und fortwährend Abfallsprodukte von sich abspaltet. Das Eiweiß ist sicher ein sehr komplizierter Körper, der sich in fortwährender Aktion befindet. Man könnte sich nun vorstellen, daß einmal der Aufbau im Eiweiß geringer und die Abspaltung immer größer würde, so daß schließlich der Lebensstoff ganz und gar zerfällt. Eine solche Meinung vertritt zum Beispiel F. Loeb, der bei seinen Studien an Seeesterneiern (Pflügers „Archiv für Physiologie“, Band 93) auch auf den natürlichen Tod zu sprechen kommt. Die Eier machen nach der Ablage einen Reifungsprozeß durch. Erfolgt nach Ablauf desselben nicht die Befruchtung, so gehen sie zugrunde. An Stelle der Befruchtung vermögen auch gewisse chemische Substanzen, wie Loeb schon vorher festgestellt hat, die Eier zu weiterer Lebensentwicklung anzuregen. Danach erscheint es allerdings so, daß in dem reifenden Ei destruktive Prozesse die Oberhand gewinnen, und daß durch neue chemische Einwirkung wieder der Aufbau, die synthetischen Vorgänge, angeregt werden.

Es entsteht aber nun die Frage: Wodurch bilden sich die destruktiven Prozesse und welcher Art sind sie? Es wäre ja denkbar, daß der Tod eine rein chemische Frage wäre. Alsdann würde das Problem zu lösen sein, wenn der Chemismus der organischen Körper einmal genau erforscht sein wird. Indes wenn jene Einzelligen eine Körperkonstitution besitzen, bei der nie die destruktiven Kräfte die Oberhand gewinnen, so wird es immer zu erklären bleiben, wieso späterhin die chemische Konstitution der Organismen eine solche würde, daß die Vorgänge des Zerfalls über die Prozesse des Aufbaus überwiegen. Also wird mit der chemischen Aufhellung der Lebensprozesse allein die Entstehung des Todes auch noch nicht erklärt sein. Aber eine Berücksichtigung der chemischen Verhältnisse neben den biologischen kann doch ein tieferes Verständnis der Fragen des Todes herbeiführen. Das zeigt in einem bemerkenswerten Buch über die Unvollkommenheit des Stoffwechsels usw. Fr. Jideli. In der Zelle spielt sich nicht nur ein einziger zusammenhängender Vorgang ab, sondern es finden hier die verschiedenartigsten chemischen Aktionen statt. Bei dieser Vielseitigkeit der Stoffe ist es fast selbstverständlich, daß nicht alles bei den chemischen Vorgängen verbraucht wird, sondern daß auch Stoffwechselreste übrig bleiben, die nichts nütze sind. Diese Reste wirken wie Gifte, in starker Anhäufung verhindern sie wahrscheinlich den normalen Verlauf des Stoffwechsels. Sie werden alsdann jedenfalls so schädlich, daß sie den Tod des Organismus herbeiführen. Eine Reaktion der Zelle gegen das sich ansammelnde Gift ist die Vermehrung. Sie teilt sich; dadurch wird ihre Oberfläche vergrößert, denn nun haben ja zwei Zellenindividuen dieselbe Menge an Giftstoffen. Infolge der Vergrößerung der Oberfläche der Zelle wird die Absehung der schädlichen Substanzen erleichtert. Der Verfasser zeigt an sehr vielen Beispielen, wie wirklich eine jede Schädigung und Vergiftung der Zelle sofort eine rege Teilung hervorruft. Die Giftstoffe werden so auf eine Menge von Zellenindividuen verteilt, sie werden außerdem, da die entstehenden Individuen zusammen eine weit größere Oberfläche besitzen als die ursprüngliche Mutterzelle, jene Substanzen leichter nach außen befördern können. Wird der Organismus irgend wie geschädigt, lebt er also zum Beispiel unter ungünstigen Verhältnissen, so tritt eine lebhaftere Zellteilung in ihm ein, er entwickelt sich also schneller, allein da infolge der schnellen Entwicklung auch der Stoffwechsel sehr stark ist, so werden auch sehr viele Giftstoffe wieder erzeugt, und so geht der Organismus also um so schneller zugrunde. Schnelle Entwicklung verkürzt das Leben. Bei den höheren Tieren treten zwar nun bestimmte Ausscheidungsgänge auf, durch welche die Giftstoffe nach außen befördert werden. Allein durch diese werden doch nicht alle Stoffwechselreste entfernt. Immerhin besitzen Pflanzen und Tiere gewisse Mittel, sich von Zeit zu Zeit der angesammelten Giftstoffe einigermaßen zu entledigen. Als solche betrachtet Jideli das periodische Abwerfen der Geweihe und des Haarleibes des Säugetiere, die Mäuser der Vögel, die Häutung anderer Tiere, ferner zum Beispiel den Laubfall der Pflanzen. Allein alle diese Einrichtungen genügen doch nicht, um eine vollständige Reinigung von allen Giftstoffen im Körper herbeizuführen. Schließlich häufen sich doch auch im günstigsten Falle einmal die schädlichen Substanzen derart an, daß der natürliche Tod eintreten muß.

Jideli hegt die Annahme, daß alle Wesen, auch die Einzelligen, den Tod infolge dieser Vergiftung erleiden müssen. Indes läßt sich doch vielleicht allein die Meinung Weismanns mit den Ausführungen Jidelis vereinigen. Wenn Einzellige sich teilen, so entstehen zwei vollkommen getrennte Zellen. Finden dagegen in dem Zellengewebe höherer Organismen Teilungen statt, so bleiben nicht nur die geteilten Zellen nebeneinander, sondern es liegt doch überhaupt Zelle an Zelle. Dringen die Giftstoffe durch die Membrane einer Zelle nach außen, so werden sie häufig in die Nachbar-

zellen eindringen. Jedenfalls ist der Weg nach außen, außerhalb des Organismus für die Giftstoffe bedeutend schwerer zu erreichen. Bei den Einzelligen, die sich mit andersgeschlechtlichen Individuen vereinen, bereinen sich natürlich auch die Giftstoffe, die beide besitzen. Also sind auch sie nicht so günstig gestellt wie die Einzelligen, die sich nur durch Teilung vermehren. Bei ihnen summieren sich nie Giftstoffe. Durch die steten Teilungen wird diesen immer Gelegenheit geschaffen, aus dem Zellinneren herauszukommen. Nun sind außerdem diejenigen Mikroorganismen, die sich durch Teilung vermehren, am einfachsten gebaut, ihr Zellleib ist sehr wenig differenziert, die Giftstoffe können daher nach allen Seiten sich Auswege verschaffen, ohne irgendwo hängen zu bleiben. Je differenzierter ein Organismus ist, umsoweniger widerstandsfähig ist er gegen den natürlichen Tod. Jideli führt den Nachweis, daß die männlichen Tiere, die meist einen weit komplizierteren Körperbau besitzen als die weiblichen, viel früher sterben als diese.

Nach Jideli ist also die Frage des Todes keine rein chemische. Wohl erzeugt der Stoffwechsel schädliche Produkte, die zerstörend wirken. Aber es hängt doch von den besonderen biologischen Verhältnissen ab, ob und wie leicht die Giftstoffe entfernt werden können. Große Beachtung für das Problem des Lebens sowohl wie für das des Todes verdient der Umstand, daß das Leben zeitweilig unterbrochen werden kann. Amöben können vollständig eintrocknen. Sie umgeben sich alsdann mit einer festen Haut und verharren vollkommen bewegungslos, wie es scheint, Jahre lang. Alle Lebensvorgänge sind bei ihnen offenbar sistiert. Die chemischen Umsetzungen sind unterbrochen. Es findet dann also gar kein Stoffwechsel statt, alles bleibt in einem latenten Zustande wie ein Uhrwerk, das nicht aufgezogen ist. Das Uhrwerk kann nach langer Zeit wieder aufgezogen und in Gang gebracht werden. So quillt auch die Amöbe, wenn sie in Wasser gelangt, wieder auf. Das Wasser setzt die chemischen Kräfte wieder in Aktion. Die Lebensprozesse nehmen ihren Fortgang. Eine solche Unterbrechung des Lebens — ein Scheintod — kommt bei vielen Pflanzen und Tieren vor, bei den Gewächsen der kühleren Zonen im Winter, auch bei den Tieren, die einen Winterschlaf und denen, die einen Sommerchlaf halten, vor allem aber bei den Pflanzenfressern und den Eiern, bei denen der ganze Lebensmechanismus sehr lange unterbrochen sein kann, ohne doch zerstört zu werden. Es findet eben während der Zeit kein Verbrauch der chemischen Kräfte und keine Erzeugung schädlicher Substanzen statt. Und dieser Sachverhalt deutet scharf darauf hin, daß das Leben im Organismus an chemischen und physikalischen Energien hängt. Kommen in diesem Wunderwerk komplizierter Naturkräfte Störungen vor, so zerfällt es eben in Stücke. Ob die Meinungen jener Forscher, die uns diese Störungen näher deuten wollen, richtig sind oder nicht; jedenfalls scheint es sicher zu sein, daß es im Grunde neben Störungen des chemisch-physikalischen Kräftesystems sind, die den Tod herbeiführen. —

## Kleines feuilleton.

op. Eine Simultankirche. Eine merkwürdige gottesdienstliche Ordnung ist jetzt in der Pfarrkirche von Culey in der Diözese von Verdun (Französisch-Lothringen) in Kraft. Der frühere Pfarrer, der durch seine auf den Index gesetzten Schriften bekannte Abbé Gutin, ist mit dem Interdikt belegt, d. h. es wurde ihm verboten, kirchliche Amtshandlungen vorzunehmen; aber er weigerte sich, dem vom Bischof ernannten neuen Pfarrer Abbé Richard den Platz zu räumen. Die große Mehrzahl der Gemeindeglieder sieht auf Seite Gutins und fährt fort, dem von ihm veranstalteten Gottesdienste beizuwohnen. Abbé Richard hat wiederholt versucht, den alten Pfarrer zu vertreiben; es kam dabei gelegentlich sogar zu Handgreiflichkeiten. Schließlich wandte sich Richard an die Staatsbehörden und verlangte ihr Eingreifen. Angesichts der Haltung der Bewohner hat er sich jedoch zu einem Kompromiß herbeigelassen. In Culey kann man jetzt sowohl nach der Gutinischen wie nach der Richardischen Fasson selig werden. Am Sonntag liest Gutin die Messe um 10 Uhr, Richard um 12 Uhr. Nicht nur der Pfarrer, sondern auch das Publikum und die Dekoration wechseln. Während Gutins Messe ist der Altar mit der Tricolore geschmückt und die Gläubigen stimmen als Kirchengesang die Marseillaise an. Gutin, den die Einwohner des Ortes und der Nachbarschaft mit geringen Ausnahmen zur Erteilung der Sakramente, wie zu kirchlichen Begräbnissen wählen, denkt nicht daran, sich zurückzuziehen. Seine Anhänger haben sich als Kultusassoziation konstituiert und verlangen die Uebergabe der Kirche, des Presbyteriums und des Vermögens. Sie werden aber diese Forderung kaum durchsetzen. — Die Simultankirche von Culey ist übrigens, wenn auch eine seltene, doch keine einzig dastehende Erscheinung. Es kommt noch in einzelnen Fällen vor, daß Katholiken und Protestanten dort, wo sie allein zu schwach sind, eine Kirche zu unterhalten, sie gemeinsam benutzen. Im Reformationszeitalter war dieser Brauch häufiger. So war in der doppelschiffigen Pfarrkirche der Tiroler Bergstadt Schwaz durch mehrere Jahrzehnte das eine Schiff für den lutherischen, das andere für den protestantischen Gottesdienst bestimmt. —

ie. Eine neue Krankheit der Hülsenfrüchte ist im vorigen Jahr an einem Erbsenfeld in Dahlem bei Berlin beobachtet, dann von Ernst v. Oden untersucht und nunmehr im „Zentralblatt für Bakteriologie“ beschrieben worden. Die befallenen Hülsen waren

merklich kleiner als die gesunden und erschienen zu früh gereift. Allerdings war der reife Zustand nicht normal. Die kranken Früchte fühlten sich feucht an und waren auch etwas dunkler gefärbt. Der Beginn der Krankheit fällt schon in eine frühe Jahreszeit, und von der ersten Ansteckung an bis zu dem geschädigten Zustand der Früchte läßt sich eine Reihe von Uebergängen unterscheiden. Zunächst wird an der Hülsen eine kleine, etwas eingesunkene wässrige und daher dunklere Stelle wahrnehmbar, die bald an Ausdehnung zunimmt und die ganze Hülsen ergreift. Schließlich trocknet das Gewebe ein, so daß die Gefäßbündel deutlich hervortreten. In diesem Zustand der erkrankten Hülsen sind die Samen noch nicht ausgewachsen. Die Fäulnis geht nach den bisherigen Beobachtungen sehr oft von der Spitze der Hülsen aus, namentlich wenn sie, wie es bei den niederliegenden Erbsenpflanzen oft der Fall ist, mit der Spitze im Erdboden stecken. Es lag von vornherein der Schluß nahe, daß die Krankheit durch Bakterien veranlaßt wird; die mikroskopischen Untersuchungen haben diesen Verdacht bestätigt. In Deutschland war die Krankheit bisher ganz unbekannt, aber im Ausland scheint schon früher eine ganz ähnliche aufgetreten zu sein. Vielleicht ist eine Ueber-einstimmung mit einer bakteriellen Erkrankung, die von amerikanischen Forschern 1892 an den Hülsen verschiedener Bohnenarten entdeckt worden ist, vorhanden. Später ist dann auch in Frankreich, und zwar in der Umgebung von Paris, eine Bohnenkrankheit besonders in feuchten Jahren aufgetreten, die als Bohnensettigkeit bezeichnet wurde. Ernst v. Döben hat nun bakteriologische Versuche angestellt, wobei eine große Zahl von Hülsenfrüchten, nämlich Bohnen, Saubohnen, Lupinen und auch Tomaten benützt wurden. Es ergab sich, daß schon durch das bloße Nebeneinanderliegen kranker und gesunder Früchte letztere der Ansteckung verfielen, außerdem, daß Wachsbohnen mehr zur Erkrankung neigten als grüne Bohnen. Auch der Erreger der Krankheit selbst wurde gefunden in Gestalt eines Bacillus, der die Form eines kurzen Stäbchens besitzt, das eine Länge von wenig mehr als Zweitausendstel Millimeter erreicht. Im vorigen Jahre hat dieser Bacillus zweifellos auf deutschen Feldern bereits einen beträchtlichen Schaden verursacht. Die Hülsenfrüchte, die schon frühzeitig befallen wurden, gingen ganz zugrunde, und die später erkrankten lieferten nur einen kleinen, mindertwertigen Samen, der sich schlecht zum Verkauf und noch schlechter zur Aussaat eignete. Eine unmittelbare Ansteckung des Samens durch die Bakterien kommt allerdings nicht vor, jedoch erstreckt sich die Wirksamkeit der Bakterien nicht auf ein Jahr allein, vielmehr bleibt der Boden der einmal befallenen Erbsenfelder so stark von den Bakterien durchsetzt, daß eine Wiederbestellung mit Hülsenfrüchten mindestens für das nächste Jahr, vielleicht aber sogar auf mehrere Jahre hinaus bedenklich wäre. Für die Landwirtschaft ergeben sich daraus wichtige Lehren. In manchen Gegenden, wo starker Erbsenbau betrieben wird, ist die Erbe in den regelmäßigen Wirtschaftsplan aufgenommen und kehrt verhältnismäßig oft auf demselben Boden wieder. Der Landwirt wird auch beachten müssen, daß die Hülsenfrüchte von Gemengsaaten gleichfalls vor jenen Bakterien nicht sicher sind, und daß dadurch eine Möglichkeit der Verschleppung der Krankheit gegeben ist. Der Keim, der den Namen *Bacillus leguminiperdus* erhalten hat, ist den verschiedensten Leguminosenarten gefährlich, so daß auch die Gärtner vor ihm auf der Hut sein müssen. Bezüglich seiner Bekämpfung sind bestimmte Grundsätze noch nicht festgestellt worden, nur kann bereits als sicher gelten, daß die Erbsen, die sich leicht niederlegen und mit ihren Hülsen den Boden berühren, stark anfällig sind. —

**Musik.**

sz. Die deutsche Kunstpflege gewährt seit langem ausländischen Werken einen beträchtlichen Anteil. Dadurch befindet sie sich aber unangenehm in der Schwierigkeit, mit den heimischen Kräften die ausländischen Werke möglichst nach deren Eigenart wiederzugeben. Am auffallendsten vielleicht sieht man dies an der Oper „Carmen“ von Georges Bizet, dieser echt romanischen Charakterkunst, voll von Verlangen nach Grazie, Leidenschaft und selbst Dämonischem in der Darstellung. Umso schwieriger für uns Deutschen und zumal Norddeutschen! Derzeit steht uns allerdings eine Heldentat bevor, gegen die wohl alle solche Nuancen nichts sind. Die „Romische Oper“ schiebt nämlich ihren Ausstattungskünstler Karl Balser eigens nach Spanien, damit er dort die richtigen Kostüme usw. für eine Reueinstudierung von „Carmen“ erkunde. Dann wird wohl der deutschen Kunst gegeben sein, was ihr bisher gefehlt hat. — Einstweilen führt die Sommeroper von W. Koepke bei Kroil jenes Werk in anspruchsloserer Darbietung auf. Vergangenen Sommerabend hörten wir die erste von diesen Aufführungen. Die diabolische Nuance, die nun einmal dem Stück eigen ist, kam am wenigsten heraus, und die Regie von Jacques Goldberg ließ die Dinge so gemächlich gehen, wie sie eben gingen. Charakteristisch ist, daß wohl das Beste des Abends in der Darstellung einer blonden Unschuld, des Bauernmädchens Micaela, geleistet wurde: Fräulein Fiebigler gab in Sang und Spiel eine reich durchgearbeitete, sympathische Leistung. Die übrigen sangen sich so allmählich „durch“. Beispielsweise war Fräulein Gäbde als Mercedes anfangs fast unmöglich und späterhin recht gut. Den lieben Tenor des Don José sang und spielte Herr Siewert, manchmal noch etwas

primitiv, im ganzen aber so, daß wir uns dessen und des Künstlers überhaupt freuen konnten. Herr Waschow hat sich bereits zu einer höheren dramatischen Intelligenz emborgearbeitet, wie sein diesmaliger Escamille zeigte. Herr Rehsopf fiel in der Rolle des einen Schmugglers sehr günstig auf. In der Titelrolle lernten wir Fel. Lily Herking als Gast kennen. Sie besitzt einen Vorzug, der nicht leicht überschätzt werden kann: den einer großen Deutlichkeit und Präzision. Wäre dies alles, was man zu jenem Teufelsweibe braucht, so würde die Darstellerin Großes geleistet haben. Indessen reichen diese mehr lehrhafte Art und die nicht üble Mezzosopranstimme doch nicht recht für die mehr sonore Lage jener Rolle und namentlich nicht für die leidenschaftlichsten Stellen zu. Sodann aber fehlte, namentlich in dem Vortrage tanzartiger Stellen, so gut wie ganz jene bis zum Wirbelnden gesteigerte Grazie und Leidenschaft, ohne die nun einmal diese Figur nicht mehr das ist, als was sie dem ganzen Stücke die bleibende Eigenart gibt. Dem gerade das Uebrige an dem Stücke zeigt sich, zumal in einer bloß leidlichen Vorstellung, doch bereits etwas hinfällig. —

**Humoristisches.**

— Bilanz. Als der Hofrat Klefser auf dem Sterbette lag, sprach er: „Kinder, ich fühle, daß mein letztes Stündlein geschlagen hat, es geht zu Ende. Aber ich scheide in dem Bewußtsein, nicht umsonst gelebt zu haben: Nact bin ich auf die Welt gekommen, — in Hofratsuniform und mit der Zivilverdienstmedaille zweiter Klasse am Bande des Subert-Salvatorordens verlaß ich sie.“ —

— Vorsichtig. „Der Herr Forstmeister läßt fragen, ob der Herr Oberlandesgerichtsrat am nächsten Mittwoch net mit auf d' Jagd wollat?“

„Wer kommt denn sonst noch?“

„Der Herr Landesgerichtsrat Pomeisl, der Herr Amtsrichter Katscher . . .“

„Rein, nein — ich danke. Mit Hintermännern im Abancement gehe ich nicht auf die Jagd.“ („Jugend.“)

**Notizen.**

— Der Nachlaß Eduard v. Hartmanns enthält eine abschließende Darstellung seines philosophischen Systems, die in den nächsten zwei Jahren hestweise veröffentlicht werden soll. —

— Einen Lehrstuhl für Zeitungswesen und öffentliche Polemik beabsichtigt man an der Universität Straßburg zu errichten. —

— In Wien soll zum Herbst eine „Freie Volksbühne“, nach dem Vorbilde der Berliner, entstehen. —

— Karl Schönherr's Drama „Sonnenwaga“ hatte im Dresdener Centraltheater großen Erfolg. —

— Eine dramatisch-philanthropische Gesellschaft ist in Brüssel gegründet worden. Sie will monatlich einmal unentgeltliche Vorstellungen veranstalten. —

— Entsch kontra Bonn. Der juristische Vorstand des Berliner Theaters, Herr Rechtsanwalt Marcuse, teilt uns mit, daß nach einer Entscheidung des Landgerichts I die von Herrn Bonn zur Aufführung gebrachte „Sherlock Holmes“-Komödie eine Originalarbeit sei. Das Verlangen des Verlegers Entsch, die Vorstellungen zu verbieten, wurde vom Gericht abgewiesen. — Ob der Streit damit beendet ist, ist eine andere Frage. —

— Internationaler musikalischer Wettbewerb. Ein französisches Konsortium fordert die Tonkünstler aller Länder zu einem Wettbewerb auf. Es sind folgende Preise ausgesetzt: 1. Oper oder lyrisches Drama 30 000 Frank. 2. Romische Oper 12 000 Frank. 3. Ballett oder Ballettpantomime 8 000 Frank. 4. Trio für Klavier, Violine und Cello 3 000 Frank. 5. Sonate für Klavier und Violine 2 000 Frank. Die dramatischen Kompositionen, die den ersten Preis der Jury erhalten, werden im Theater zu Monaco oder auf einer größeren Pariser Bühne zur Darstellung gebracht. Bedingungen verspricht die Sociéte Musicale, Paris. —

— Die Alligatoren sterben aus. Im Staate Florida sind von 1890 bis 1900 allein drei Millionen Alligatoren getötet worden. Um ihr gänzlich Verschwinden zu verhindern, hat der Zoologe Campbell sich eine künstliche Alligatorenzuchterei angelegt. —

— Amerikanische Kellame. Die „Prensa“ in Buenos Aires ist nach Format und Papiermasse eines der großspurigsten Blätter der Welt. Diese Eigenschaft wird jetzt auch noch auf andere, hochmodern-amerikanische Weise zum Ausdruck gebracht. Das Blatt kündigt seine Sonderausgaben im Falle wichtiger Ereignisse oder solcher, die es dafür ausgibt, jetzt mittels einer ungeheuren Dampfpeise an; die Stärke des Tones wird nach der Wichtigkeit der Meldung geregelt. So ist jedermann sofort benachrichtigt und kann sich beeilen, die neueste Ausgabe zu kaufen. Allerdings hat die Polizei sich ins Mittel gelegt und in der Auffassung, daß es sich bei dem großen Lärm um großen Unfug handelt, hohe Geldstrafen für jeden Fall angedroht. So oft nun die „Prensa“ Lärm machen will, schießt sie sofort einen Angestellten mit der verfallenen Strafsomme zur Stadtkasse und erfüllt die Lust mit ihrem Gebrüll, das ihr offenbar weit mehr einbringen muß. — („Böln. Volksztg.“)